

„... ein Stück herausgerissenes Leben.“

(Wolfdietrich Schnurre)



eigene Kurzgeschichten des LK Deutsch 10 QM (entstanden Herbst 2024)

13 Minuten (Marieke Jacob)

Sie stellte die Box mit den Pillen wieder ab. Holte ihr Handy heraus und stellte einen Timer. 13 Minuten. Komisch, dachte sie, die 13 gilt doch als Unglückszahl. Aber das war ihr egal. Sie hatte diese Zeit gewählt – die letzten 13 Minuten ihres Lebens.

Langsam ließ sie ihren Blick durch das Zimmer schweifen. Sie begann aufzuräumen. Ungelesene Bücher zurück ins Regal, Kleidung vom Boden aufheben, den Kleiderschrank entmisten. Was will ich noch tun?

Noch 11 Minuten

Sie lief zu ihrem Schreibtisch, zog ein Blatt Papier heraus. Ein Geschenk ihres Vaters vor seinem Tod. In ihrer zitternden Hand hielt sie die Feder. Sie war schwerer als sonst. Schließlich begann sie zu schreiben. Ein Brief – an ihre Mutter.

Sie schaffte nur ein paar Zeilen. Dann stockte sie. Was sollte sie überhaupt sagen? Wie sollte sie es erklären? Ihr Blick verschwamm, die Feder glitt aus ihren Fingern. Frustriert faltete sie das Blatt, legte es auf ihr Bett. Ob ich meinen Vater wiedersehen werde?

Noch 6 Minuten

Sie ging in die Küche. Ihre Mutter stand am Herd, kochte ihr Lieblingsessen. Der Geruch erfüllte den Raum. Sie umarmte sie. Fester als sonst. „Ich hab dich lieb“, flüsterte sie. Ihre Mutter lächelte, erwiderte die Umarmung. Ob sie mich verstehen wird?

Noch 5 Minuten

Sie suchte ihre Schwester auf. Reichte ihr die aussortierten Klamotten, die sie immer bewundert hatte. Ihre Schwester nahm sie irritiert entgegen. Was sie wohl denken wird, wenn sie erfährt, was ich vorhatte?

Noch 4 Minuten

Dann zu ihrem Bruder. Doch er schrie sie nur an. Sie solle verschwinden. Wortlos verließ sie das Zimmer. Aber es tat weh. Ob er es bereuen wird?

Noch 3 Minuten

Zurück in ihrem Zimmer. Sie setzte sich aufs Bett, nahm ihr Handy, schrieb eine letzte Nachricht an ihre Freunde. Was sie wohl denken werden?

Noch 2 Minuten

Das Handy glitt aus ihren Fingern, das Display erlosch. Ein Klopfen an der Tür. Ihr Bruder. Zögerlich trat er ein. „Es tut mir leid“, murmelte er. „Vorhin... ich wollte das nicht.“ Sie sah ihn an. Er hasste es, sich zu entschuldigen. Und doch tat er es jetzt.

Noch 1 Minute

Sie dachte an ihn. An ihre Schwester. Ihre Mutter. Den Geruch des Essens. Plötzlich spürte sie Tränen auf ihren Wangen. Was, wenn sie mich vermissen? Ihr Herz raste. Ihr Magen zog sich zusammen.

Plötzlich sprang sie auf. Rannte ins Bad. Suchte panisch nach einer Möglichkeit, die Pille loszuwerden. Schnell. Sofort. Jetzt.

Noch 0 Minuten

Am Ende hört man nur Musik (Maja Heier)

Noch ein letztes Mal nachgeschaut. Natürlich war es nicht mehr da. Das Schloss. Unser Schloss. So ein dämliches Ding. Von uns keine Spuren mehr an dieser Brücke. Doch nun ist es zu spät. Viel zu spät. Egal. Warum war dieses eine Schloss weg? Wir haben nicht immer für immer gehalten.

Nichts ist vor und hinter ihr. Niemand kann sie stoppen. Es muss einfach sein, denn einen anderen Weg gibt es nicht. Unter ihr hat das Wasser fünf Grad. Der Aufprall aus zwanzig Metern Höhe. Es gibt keine Chance, außer dass sie jemand sähe. Zu spät. Augen zu. Augen auf. Ein letztes Mal.

Dann hörte sie sie - eine Ziehharmonika. Wie aus dem Nichts saß da ein alter Mann. Grinsend spielte er sein abgenutztes Instrument, seine Sonnenbrille auf der Nase. Es war Winter und er wahrscheinlich high. Idiot. Sie wollte allein sein.

Hier kam sonst nie ein Mensch hin. Definitiv kein Platz für einen Straßenmusikanten, doch ihm schien das nichts auszumachen. In seinem offenen Koffer lagen nur zwei Cent, aber er spielte, als hätte er eine ganze Menge, als hinge sein Leben von dieser Musik ab.

Seine schrumpeligen Finger tanzten leichtfüßig über die Tasten, die Musik erfüllte die Stille, füllte den Raum zwischen ihr und dem Wasser. Sie stand immer noch an derselben Stelle, die Hände in den Taschen, den Blick fest auf das dunkle Flussbett gerichtet, doch die Musik wollte nicht aufhören.

Und dann, winkte er, wie aus dem Nichts, winkte sie zu sich. Er fragte, ob ihr etwas ins Wasser gefallen sei, sie starre so stur darauf. Es war so gewesen, doch es erschien ihr dumm es laut zu sagen. Sie nickte nur und ging weg von der Brücke. Ob er auch morgen wieder spielen würde?

Das dunkle Tor (Jannis Kling)

Ein Schritt in die Richtung des Hauses. Und noch einer. Immer einen Fuß vor den anderen, ohne umzudrehen. Das Ziel klar vor Augen. Sich nicht von der Angst leiten lassen. Einfach machen. Einfach diesen gottverdammten Ball holen und dann abhauen. Oder umdrehen und auf den nächsten Sportladen zusteuern? Das wäre das Einfachste. Doch ob das Taschengeld dafür reichen würde? Oder halt einfach diesen gottverdammten Ball holen. Einmal kein Angsthase sein, sondern ein mutiger, großer Junge. Er stand vor dem Haus des gruseligen, verrückten alten Mannes. Hier sollten laut Erzählungen schon Leute verschwunden sein. Durch das dunkle Tor gut erkennbar: sein Fußball, den er beim Fußballspielen aus Versehen über das dunkle Tor geschossen hatte. Sein Blick wanderte scheu den schattigen Torbogen entlang. Seine Hände zitterten. Das Haus selbst lag in pechschwarzer Dunkelheit. Jeder Schritt, den er in Richtung Tor machte, fühlte sich an, als wären seine Beine aus Blei. Einfach machen. Diese Angst aus dem Körper verbannen und wie ein richtiger Mann handeln. Nicht viel nachdenken und einfach klingeln. Was sollte denn schon passieren? Der Junge schaute das dunkle Tor genauer an und erstarrte. Er hatte mal verbotenerweise „Friedhof der Kuschtiere“ gesehen. Ähnelte das Tor nicht dem Friedhofsportal? Seine Freunde redeten ständig von diesem Haus. Diesem gruseligen Bewohner. Er hatte ihn noch nie gesehen. Nur gehört, gehört hatte er viel von ihm. Seine Mutter wollte nicht, dass er in die Nähe des Hauses kam. Er schreckte schlagartig zurück. Was hatte er sich gedacht auch nur in die Nähe dieses Tores zu kommen? Warum hatte er sich so leicht davon mitreißen lassen, sich endlich beweisen zu wollen, dass er kein Kind mehr sei? Was für eine dumme Idee. Er hätte nie hier her kommen dürfen. Er drehte sich um und entfernte sich mit hastigen Schritten von dem Tor. Plötzlich hörte er ein Geräusch. Der Ball flog zurück über das Tor und landete mit einem dumpfen Aufprall auf der Straße. „Hey, Junge. Hier dein Ball. Lust, eine Runde Fußball zu spielen? Hier ist Tor!“ Die Stimme gehörte dem alten Mann.

Das letzte Klappern (Jasmina Kucerova)

Es quietscht schon wieder. Klappert, quietscht und knackt. Jeden Tag dasselbe. Er kann das nicht mehr. Wieso kann sein Sohnmann nicht einfach vorbeifahren? Nein, der ist ja zu beschäftigt. Immobiliengeschäfte, wie er sagt. Stattdessen muss er selbst hinfahren. Alt, gebrechlich und kaputt - genau wie sein Fahrrad. Er seufzt. Es klappert, quietscht und knackt. Und wieder diese Ampel. Natürlich rot. Wenigstens etwas Farbe in der grauen, tristen Wohngegend, die er jeden Tag passiert. Das gleiche schmutzige Grau der Hausfassaden, das gleiche Grau der dreckigen Straßen, das gleiche verrostete Grau seiner Seele. Seiner Seele ohne sie. Die Ampel schaltet um, er tritt in die Pedale. Keucht, seufzt und flucht. Genauso wie sein Fahrrad. Es klappert, quietscht und knackt. Gleich fällt es auseinander, das Fahrrad - oder er selbst. Nächstes Mal muss sein gottverdammter Sohn fahren, er kann nicht mehr.

Als er am Park ankommt, wischt er keuchend die Schweißperlen von seiner Stirn und lässt sein Fahrrad an einem Baum stehen. Er nimmt die Blumen aus dem Fahrradkorb und seine Gesichtszüge lockern sich. Langsam geht er Richtung Friedhof. „Wo bist du denn, meine Liebe?“, murmelt er. Als er ihr Grab findet, taucht ein Lächeln auf seinem Gesicht auf. Er legt die Tulpen auf ihren Grabstein. Alle weiß. Nur eine rote sticht heraus. So besonders wie Elsbeth. Er bleibt noch eine Weile neben ihrem Grab sitzen und blickt liebevoll auf die rote Tulpe. Dann steht er mühsam auf und geht in wackligen, kleinen Schritten in Richtung Fahrrad. Seine Augen starren leer auf den grauen Boden. Er schaut auf. Das Fahrrad! Wo war es denn? Hatte er es nicht gerade noch an die alte Eiche gestellt. Ja, aber es war weg. Verschwunden. Mit ihm auch das Klappern, Quietschen und Knacken. Jemand hatte es geklaut. Wäre doch bloß sein undankbarer Lump an Sohn hier gewesen. *Er* hätte ihr Blumen bringen und damit die Erinnerung an sie wahren sollen. Nicht er selbst, der alte zerbrechliche Mann. Wie zum Teufel sollte er jetzt zurück nach Hause kommen, wenn es doch schon mit dem Fahrrad schier unmöglich war? Er setzte sich unter die Eiche, lehnte seinen Kopf an und schloss die Augen.

Die Leinwand des vergangenen Lebens (Louisa Probst)

Sie war in Gedanken versunken, als sie die kopfsteingepflasterten Straßen entlangging. Doch an diesem Abend blieb ihr Blick an einem kleinen Atelier hängen, das sie bisher kaum beachtet hatte. Ein warmer Lichtschein drang aus dem Inneren und wirkte wie eine Einladung. Hinter der Glasscheibe beugte sich ein alter Mann über eine Leinwand, seine Bewegungen ruhig und präzise, jeder Pinselstrich eine geübte Handbewegung. Die Wände des Ateliers waren voll mit Gemälden bedeckt, jedes schien eine Geschichte zu erzählen. Sie trat näher ans Fenster und entdeckte ein Bild, das sie nicht losließ. Es zeigte einen Strand. Am Ufer stand eine Gestalt, klein und unscheinbar, doch auf seltsame Weise vertraut. Ein kalter Hauch streifte ihren Nacken, als sie die Person ansah. Etwas daran erinnerte sie an sich selbst.

Plötzlich schien die Welt um sie herum langsamer zu werden. Die Geräusche der Stadt verblassten. Für einen Moment meinte sie, die Figur im Bild hätte sich bewegt. Es war nur ein Augenblick, aber genug, um ihre Kehle trocken werden zu lassen.

Der alte Maler hatte seine Arbeit unterbrochen und schaute nun zu ihr hinüber. Seine Augen waren tief, als ob sie schon Jahrtausende in die Welt schauten. Etwas in seinem Blick ließ ihre Gedanken stocken, eine Eingebung, die sie nicht erklären konnte.

„Erkennst du es?“ Seine Stimme war leise, kaum mehr als ein Flüstern.

Sie schaute verwirrt. „Was?“

Der alte Mann zeigte mit einem leichten Nicken auf das Gemälde vor ihr. „Das bist du.“

„Das ist unmöglich...“, flüsterte sie, mehr zu sich selbst als zu ihm.

Der Maler lächelte sanft, als wüsste er etwas, das sie noch nicht verstand. „Manche Geschichten enden nie. Sie kehren immer wieder zurück, bis wir sie zu Ende schreiben.“

Die Zeit schien stillzustehen. Sie sah wieder auf das Bild, und die Gestalt am Ufer starrte weiter in ihre Richtung, wartend.

Und in diesem Moment wusste sie: Dies war kein Bild. Es war eine Tür.

Ein Buch (Robin Pflüger)

Er saß allein im Raum, versunken in die Seiten seines Buches. Kein Unterricht vor zwölf. Noch zwei Stunden, um weiterzulesen. Er dachte nur an den Inhalt seines Buches. Er war gefesselt. Er war zur Hälfte fertig, und schon traurig bei dem Gedanken an das Ende. Noch aber hatte er Lesestoff. Die Tür öffnete sich. Zwei kleine Kinder traten hinein, setzten sich an einen der Tische. Ein drittes betrat den Raum, nahm ein UNO-Spiel aus dem Regal und setzte sich zu ihnen. Fröhliches Lachen war zu hören. Manchmal wünschte er sich auch Freunde. Zum Spielen und Lachen. Doch dann dachte er an das große Regal in seinem Zimmer. Bis zum Rand gefüllt mit Büchern. Sie waren seine Freunde. Wenn er eines der Bücher zur Hand nahm, war er in einer anderen Welt, gebannt vom Geschehen der Geschichte. Jedes Mal, wenn er ein Buch anfang, begann eine neue Freundschaft, und mit der letzten Seite endete sie wieder. Während er las, war er abwesend. Wenn man ihn dann ansprach, reagierte er nicht. Für die meisten Bücher brauchte er nicht länger als fünf Tage. Gerade gestern hatte er wieder eines beendet. Die vertrauten Figuren waren fort, ihre Stimmen verschwunden. Es hatte ihn traurig gemacht, wie jedes Mal. Also war er zu seinem Vater gegangen, zwanzig Euro in der Hand, und hatte um ein neues Buch gebeten. Noch am Nachmittag war er in die Stadt gefahren und hatte ihm eins mitgebracht. Er hatte sich bedankt, und war mit dem dicken Buch in sein Zimmer verschwunden. Er schaute auf die Uhr an der Wand. Gleich würde der Unterricht beginnen. Er wollte nicht gehen. Lieber weiterlesen, wenigstens noch das Kapitel zu Ende bringen. Er las die letzte Seite, schloss das Buch, steckte es in seinen Rucksack, ging hinaus und schloss die Tür hinter sich. Er dachte an sein Buch und daran, wie spannend es gerade war. Vor dem Unterrichtsraum standen viele seiner Mitschüler. Alle unterhielten sich. Wirkten glücklich. Er stellte sich an die Wand, den Blick auf den Boden gerichtet. Er seufzte. Jemand tippte ihm auf die Schulter. Er hob leicht den Kopf. Ein Mädchen lächelte ihn an. „Was ist los?“ Überrascht starrte er sie an. Sie hielt ein Buch fest umklammert, dasselbe Buch, das er gerade las. „Nichts. Ich... wollte ... würde lieber lesen“, sagte er. „Schule ist langweilig.“ Sie lachte leise „Oh. Das kann ich verstehen.“ Er sah auf. Niemand hatte ihm je zugestimmt. Keiner hatte je sein Interesse an Büchern geteilt. Alle hielten ihn für seltsam. Der Lehrer kam. Schloss die Tür auf und die Schüler strömten hinein. „Kommst du?“, fragte sie. Er nickte.

Ein klassischer Sonntag (Schenk, Mats)

Zufrieden lehnt er sich in seinem Sonnenstuhl zurück. Herrlich, diese Nachmittagsträgheit in der angenehmen Frühlingsluft — es hätte nicht besser sein können. „Ob der Kuchen schon fertig ist?“, fragt seine Frau. „Der Ofen müsste jeden Moment piepsen. Ich sehe mal nach.“ Er geht die Stufen hoch in die Küche. Der Kuchen sieht bereits sehr gut aus, aber die Uhr steht noch auf zwei Minuten. Also lässt er sich gemütlich auf den Küchenhocker gegenüber fallen. Er starrt auf die Ofenuhr. Tief in seinem Inneren hat er einen Moment der Erinnerung. Er fühlt sich, als hätte er diesen Moment schon mal erlebt. Die Uhr ist stehengeblieben, zwei Minuten vergangen. Er nimmt einen Backhandschuh, öffnet den Ofen und holt den Kuchen heraus. Er ist mittlerweile dunkelbraun, genau wie er ihn mag. „Kuchen ist fertig!“ ruft er in Richtung Garten, wo die Kinder spielen. Seine Frau hat den Tisch gedeckt, also bringt er den Kuchen raus und ruft die Jungs zu sich. „Mmh, lecker, deshalb ist Sonntag mein Lieblingstag!“, sagt der Jüngste schmatzend mit vollem Mund. „Sonntag ist mein Lieblingstag.“ Irgendetwas stimmt an dieser Aussage nicht. Dieser Satz klingt falsch, wie der Satz „Nutella mit Butter ist besser als ohne.“ Der Sonntag kann nie wieder ein Lieblingstag sein. Ein kalter Schauer läuft ihm über den Rücken. „Was passiert hier nur?“, fragt er sich. Dann hört er es wieder - das Piepen. Das monotone Piepen eines Herzmonitors. Das Bild vor seinen Augen beginnt zu verschwimmen. Jetzt ist das unbegreifliche Bild da. Das grelle Zimmer der Notaufnahme, das Piepen der Geräte. Die Kinder und seine Frau - an genau diesem Sonntag. Seine Augen füllen sich mit Tränen. Alles, was er in diesem Moment will, ist Stille. Doch das Piepen des Ofens ist unerbittlich.

Ein leerer Platz im Schnee (Selma Heine)

Mit einem lauten Knall fällt die Tür hinter ihr ins Schloss. Raus. Denkt sie. Die eisigen Schneeflocken, die ihr ins Gesicht peitschen, kühlen ihre glühenden Wangen. Sie zieht die Schultern hoch, vergräbt die Hände tief in den Jackentaschen und läuft los – mitten in die weiße Landschaft. Weg von Einsamkeit, weg von dem, was einst ihr zu Hause war. Doch seit er fort ist, ist es das schon lange nicht mehr. Dabei ist doch Weihnachten. Die Sicht vor ihren Augen verschwimmt, Tränen laufen kalt über ihr Gesicht. Sie bleibt stehen, wischt sich über die Augen, blinzelt. Blinzelt noch einmal. Zwei Gestalten, wie aus dem Erdboden gewachsen. Die kleinere Gestalt von beiden nimmt gerade die Hand der größeren. Ein leises fröhliches Kinderlachen. So war Weihnachten mit ihm gewesen. Früher. Nun sind es ihre Hände, die die Nüsse knacken, ihre Finger, die die Kerzen anzünden. Kein Spielen mehr, kein Toben durch den Schnee. Keine warme Hand, die nach ihrer greift. Sie bleibt stehen. Die Jacken der beiden Gestalten leuchten durch den weißen Schnee in bunten Farben. Vertraut. Zu vertraut. Selbst die Farben sind gleich. Sie blinzelt erneut – und die Farben verblassen. Sie dreht sich um und geht nach Hause. Die Haustür öffnet sich, noch bevor sie überhaupt klopfen kann. Dort stehen ihre Eltern. Ziehen sie ein, in ihre Arme. Lange stehen sie dort, nur ein Platz bleibt frei, ein Teller bleibt leer, ein Zimmer ist frei, er fehlt und draußen fällt weiter Schnee.

Ein neues Kapitel (Constanze Bohland)

Er ist außer Puste, rennt seit einer halben Stunde, rennt und rennt. Er will weg, weit weg, aber wohin denn? Hier hat er ja niemanden, keine Freunde, keine Oma und keinen Opa, nur seine Eltern. Seine Eltern. Wenn er nur an sie denkt, drängt es ihn dazu, noch schneller zu rennen. Sie waren erst vor drei Tagen in dieses mickrige, abgelegene Dorf mitten im Wald gezogen. Er wollte nie hierhin, er wollte nie aus der Stadt weg, von seinen Freunden, seiner Schule, seiner restlichen Familie.

Aber hier ist er nun, mitten im Wald, am Rennen. Wegrennen. Er hasst seine Eltern, hasst sie so sehr, dass er gar nicht anders kann, als weiter zu rennen. Doch jetzt rennt er so schnell, dass seine Beine nicht mehr hinterherkommen. Plötzlich stolpert er, fällt und rollt in den Dreck. Schmutz verschmiert sein Gesicht, seine Hände. Seine Knie brennen, aber er rennt weiter.

Warum ist das alles passiert? Warum haben sie ihn hierhergebracht?

Die Bäume stehen dicht beieinander, ihre knorrigen Äste scheinen ihn zu erdrücken. Hier gibt es keine vertrauten Geräusche, kein Lachen, kein Rufen von Freunden.

In seinen Ohren klingen nur noch die Erinnerungen an den Streit mit seinen Eltern: „Es ist nicht fair!“, „Ihr versteht mich nicht!“ Seine Sicht verschwimmt, aber er rennt weiter, weg von ihnen; von denen lässt er sich nichts mehr sagen.

Nach einer Weile wird der Wald lichter. Er läuft weiter, bis er an einen kleinen Hügel kommt. Seine Lunge brennt. Oben auf der Spitze steht ein Marienkreuz neben einer Bank, alt und verwittert. Er setzt sich. Zuhause saßen sie zu dritt jede Woche auf so einer Bank, neben dem Kreuz, das sein Vater immer gepflegt hatte. Seine Mutter hatte ihm immer gepredigt, auf seinen Nächsten zu achten. Das sei der Grundbaustein jeder Beziehung, genauso wie Gott auch auf alle achte. Sein Blick streicht über die Bäume und die sanften Hügel des Dorfes. Hier oben auf der Lichtung konnte er endlich wieder den blauen Himmel sehen, die Sonne trocknete die Tränen auf seinem Gesicht.

Sein Vater musste sein Kreuz hinter sich lassen, seine Mutter kann nicht mehr zu den Gottesdiensten in ihrer vertrauten Gemeinde gehen. Es ist nicht nur sein Umzug, es ist auch ihrer. Langsam steht er auf. Er muss zurück. Was, wenn sie auch Angst haben?

Der Rückweg scheint schneller zu sein, und durch die Bäume fällt warmes Licht, die Dämmerung hat begonnen. Als er schließlich das Haus erreicht, sieht er, dass die Tür offensteht. Seine Mutter sitzt auf der Treppe, die Augen gerötet. Als sie ihn sieht, steht sie auf und kommt ihm entgegen. „Hugo...“, flüstert sie leise, ihre Stimme belegt. Er tritt näher, der Kloß in seinem Hals wird größer. „Es tut mir leid“, murmelt er. „Es tut mir leid.“ Sein Vater kommt nach draußen, die Augen ernst, aber auch er wirkt erleichtert. Er schaut Hugo sanft an und legt einen Arm um ihn. „Es ist einfach so schwer für mich. Ich habe Angst. Was ist, wenn ich nicht hier reinpasse?“

Seine Mutter umarmt ihn fest. „Du bist nicht allein, Hugo. Wir können zusammen nach neuen Möglichkeiten suchen.“ Hugo spürt, wie sich seine Schultern entspannen. „Vielleicht gibt es auch Hobbys oder Clubs, wo du neue Freunde finden kannst“, sagt sein Vater. Die Vorstellung, neue Freunde zu treffen, tut gut. „Wir haben alle Angst vor Veränderungen. Aber manchmal bringt uns das, was neu ist, auch unerwartete Freude.“ Hugo sieht in die Gesichter seiner Eltern. Zuversicht. Ein neues Kapitel hat nun mal begonnen, und er ist bereit, es mit seiner Familie zu schreiben.

Eine Sprache ohne Worte (Lucas Barreiros Teufel)

Er trommelte mit vier anderen Flüchtlingen auf einem großen Platz in der kalten Innenstadt. Vor einem Stand zum Weltflüchtlingstag hatten sie sich niedergelassen, um Aufmerksamkeit zu erregen. Seit vier Stunden trommelten sie, und seine Hände schmerzten bereits. An seiner rechten Hand hatte sich eine Blase gebildet. Doch trotz des Schmerzes lächelte er, genau wie die anderen.

Vor ihnen hatte sich ein großer Kreis von Passanten gebildet, die im Takt der Musik tanzten.

Die Stadt war gefüllt mit guter Laune, und alle Passanten hielten für einen Moment inne, als sie vorbeikamen. Er spürte die Energie der Menge, die normalerweise nur wie Ameisen kreuz und quer durch die Innenstadt wuselten. Jeder Schlag auf die Trommel war eine kleine Befreiung aus seinem Alltag.

Er schloss die Augen. Bilder stiegen in ihm auf – die langen Nächte in der Enge der Flucht, die Angst vor dem Ungewissen, das Gefühl, nirgends wirklich dazuzugehören. Die Stadt, die für andere ein Zuhause war, war für ihn oft nur eine Kulisse geblieben. Er erinnerte sich an Momente der Einsamkeit, an Versuche, sich zu verständigen, doch die Worte fehlten ihm. Doch hier, in diesem Augenblick, brauchte er keine Sprache. Musik war eine Sprache, die jeder verstand.

Er öffnete die Augen und sah die Menschen um ihn herum, die im Rhythmus der Trommeln tanzten. Seine Trommelhiebe wurden schneller, kräftiger, getragen von der Energie der Menge. Zum ersten Mal seit Langem fühlte er sich nicht fremd, sondern angekommen.

Dann spürte er die ersten Tropfen. Der Regen kam plötzlich, heftig, prasselte auf den Platz. Einige Zuschauer lachten, zogen sich die Kapuzen über den Kopf, doch niemand rannte davon. Sie blieben. Und er trommelte weiter.

Einfach nur hinschauen (Leonie Simon)

In Rostock, an der rauen Ostseeküste, begann der Tag wie jeder andere. Wie jeden Morgen klingelte ihr Wecker um Punkt sechs. Sie war müde, genervt, und wie jeden Morgen drückte sie auf die Schlummertaste. Dann zu spät – wie immer – rannte sie durch die regennasse Straße. „Wieso passiert mir das jedes Mal?“, dachte sie, während sie versuchte, noch rechtzeitig den Bus zu erwischen. Aber wieder musste sie mitansehen, wie er vor ihrer Nase wegfuhr. „Nicht schon wieder ...“, murmelte eine Stimme neben ihr. Emma drehte sich um. Ein Mädchen, etwa in ihrem Alter, stand neben ihr, ebenso durchnässt. Sie hatte dunkle Locken, die an ihrer Stirn klebten, und sah Emma mit einem schiefen Lächeln an. „Sieht aus, als hätten wir den gleichen Zeitplan.“ Emma zuckte die Schultern, konnte sich aber ein kleines Lächeln nicht verkneifen. „Ich bin Noah“, sagte das Mädchen und schob die Hände in die Jackentaschen. „Emma“, antwortete sie.

Der nächste Bus ließ auf sich warten. Der Wind wurde kälter. Normalerweise hätte Emma sich geärgert, doch diesmal fühlte es sich anders an. Sie redeten über belanglose Dinge – Schule, das Wetter, den nervigen Mathelehrer. Und plötzlich war die Wartezeit nicht mehr so schlimm. Ein paar Tage später saßen sie am Strand. Die Sonne färbte den Himmel in warmes Orange, die Wellen rauschten leise. Emma zog die Knie an und sah hinaus aufs Meer. „Ich glaube, ich nehme vieles zu selbstverständlich“, sagte sie nach einer Weile. Noah sah sie an. „Zum Beispiel?“ „Dass alles immer gleich ist. Dass es nie Überraschungen gibt. Aber dann passiert so etwas ...“ Sie deutete auf das Meer. „Oder ich treffe jemanden, mit dem das Warten plötzlich nicht mehr so schlimm ist.“ Noah grinste. „Tja, vielleicht gibt es ja mehr Momente, die es wert sind, bemerkt zu werden.“

Emma atmete tief ein. Der Wind strich sanft über ihr Gesicht. Vielleicht hatte Noah recht. Vielleicht musste man einfach nur hinschauen.

Eins, zwei, Dunkelheit (Marlene Friccius)

Verkrampft schluckte er die Tablette wie einen Stein hinunter. Noch ein paar Schlucke Wasser hinterher und die erste war geschafft. Noch fünf würden folgen. Der alte Mann starrte auf das Wasserglas - es war nur noch halb voll. Er guckte an die Decke. Eins, zwei, drei, vier Deckenplatten zählte er. Wo war er noch mal stehengeblieben? Eins, zwei, drei, vier, - schon wieder hörte es auf, weiter kam er nicht. Nun lag er da, ans Bett gebunden, schon seit Monaten. Nicht einmal lesen konnte er, so vergesslich wie er war. Es war seine Leidenschaft, wofür er eigentlich lebte. Früher hatte er in seinem Sessel Tage und Nächte lang gelesen. Der Sessel war alt, so wie er. Was bedeutete es dann noch, zu leben? Sein letzter Gedanke war sofort wieder verflogen. Der Blick wanderte auf den Nachttisch neben ihm. Warum war das Glas nur noch halb voll? Eine Tablette fehlte. Sonst waren es doch immer sechs gewesen - oder doch nur fünf? Verwirrt schaute er an die Decke - eins, zwei, drei. Diesmal hörte es schon bei drei auf. Sein Blick wanderte langsam zu dem Bücherregal. Kalt schaute er es an. Auch das machte ihn nicht mehr glücklich. All diese Geschichten waren direkt vor seiner Nase, dennoch weg. Wo waren sie nur hin? Der Blick ging zurück an die Decke - eins, zwei, drei - und Schluss. Rechts stand ein Wasserglas, erstaunt betrachtete er es. Warum war es nur halb voll? Er nahm seine tägliche Tablette wie an jedem Morgen, die erste war es, noch vier würden folgen. Sein Blick wanderte stur gerade aus an die Deckenplatten - eins, zwei, Schluss. Für mehr reichte es nicht mehr. Weiter links ein Bücherregal, traurig wie es dastand, ungebraucht. So wie er? Starr lag er da, mit Blick an die Decke - eins ... es wird dunkel.

Familiengeheimnisse (Cecile Crasselt)

Sie wusste, dass Großmutter nicht mehr aus dem Bett kommen konnte, trotzdem klopfte sie aus Höflichkeit an die Tür. Ein schwaches „Herein“ kam von drinnen, also stieß sie die Tür auf. Weil Großmutter dreckigen Fußboden verabscheute, zog sie die Schuhe aus. Ihre Stiefel stellte sie neben die feinpolierten, alten Lederschuhe ihres Großvaters. Obwohl er schon lange tot war, ließ Großmutter sie jede Woche putzen – er hatte es gehasst, wenn sie nicht sauber waren.

„Anna?“ fragte ihre Oma mit brüchiger Stimme. Sie trat in das Schlafzimmer. Auch wenn auf dem typisch indischen Bettbezug schöne Blumen abgedruckt waren, war das Bild, das sich ihr bot, bemitleidenswert. Auf der Matratze lag Großmutter – ihre sonst so seidig braune Haut blass, ausdruckslose Augen, zittrige Hände und es kam Anna vor, als wären ihre dicken schwarzen Haare mit mehr grauen Strähnen durchzogen denn je. „Anna, Liebes. Wie schön, dass du hier bist“, flüsterte ihre Oma. Die Maschinen neben ihr gaben ein hohes, regelmäßiges Piepsen von sich. „Wie geht es dir, Großmutter?“ fragte sie. „Ach, nicht so gut. Heute, vor fünfzig Jahren, ist dein Großvater gestorben.“ Sie wusste das – genau deshalb war sie hier. Großmutter erzählte es jedes Jahr an seinem Todestag. Gemeinsam starrten sie auf das große Porträt, das gegenüber vom Bett hing. Darauf war ihr Großvater zu sehen in einem edlen Sari zu sehen – ein stattlicher, gutaussehender Mann. Jeder sprach nur positiv von ihm.

„Du bist allein hier“, stellte ihre Oma fest. Sie nickte. „Mutter und Vater waren doch gestern bei dir.“ „Du warst noch nie alleine hier“, murmelte Großmutter, ohne auf ihre Antwort einzugehen. Stille. Dann, nach einem Moment des Zögerns: „Dein Großvater war ein böser Mann.“ Anna runzelte die Stirn. „Was redest du da?“ Sie hatte doch nur Gutes von ihm gehört. Was für ein großzügiger und spendabler Mann er gewesen sein soll. „Er wollte deine Mutter töten!“ Großmutters Stimme wurde lauter. „Aber er kannte sie doch gar nicht. Geht es dir nicht gut? Wo sind deine Medikamente?“ Hastig stand Anna auf, um die Pillendöschen zu suchen.

„Er hat gesagt, wenn es kein Junge wird, muss ich abtreiben. Oder es nach der Geburt töten.“ Anna erstarrte. „Was...was sagst du da?“ Tränen liefen über Großmutters Wangen. „Ich sagte ihm, es sei ein Junge. Damit er mich nicht zwingt, es zu tun.“ Anna setzte sich zurück ans Bett und ergriff die zittrige Hand ihrer Oma. „Ich hatte so Angst, was er mit mir macht, wenn sie zur Welt kommt.“ Jetzt weinte sie bitterlich. „Also... also habe ich ihm zu viele Herztabletten gegeben. Sein Herz war schon immer schwach und kalt. Dann wachte er nicht mehr auf. War... war einfach... war einfach tot.“

Annas Blick huschte zwischen ihrer Großmutter und dem Porträt ihres Großvaters hin und her. Sie hinterfragte ihre Worte nicht einmal – sie glaubte ihr. In ihrer Stimme lag eine klare, unverkennbare Wahrheit. „Das... das tut mir leid, Oma.“ „Ach, meine Anna.“ Das Gerät neben dem Bett fing schneller an zu piepsen. „Oma? Oma, brauchst du Tabletten?“ Ihre Stimme klang panisch. Doch ihre Oma antwortete nicht mehr. Stattdessen fielen ihre Augen zu. Dann bewegte sie sich nicht mehr, und das Gerät piepste lange und schrill. Wie betäubt ging Anna in den Flur, zum Telefon. Während sie die Nummer des Notrufs wählte, fiel ihr Blick auf die Schuhe. Auf ihre Stiefel. Und auf die feinpolierten, alten Lederschuhe ihres Großvaters.

Graue Ziegel (Johanna Friccius)

Tief einatmen und noch einen Schritt auf dem schmalen Dachgiebel. Links und rechts reihten sich die Ziegel des Dachs steil nach unten. Nicht runterschauen! Alles drehte sich und ihre Finger spielten nervös an den zu kurzen Ärmeln. Sie trug ihre neue, graue Jacke. Wie viel Zeit ihr wohl noch blieb, bis Marie ungeduldig werden würde? Die wartete auf der anderen Seite des Hauses auf ihr Winken von oben. Sie stand bestimmt dort unten in der gleichen grauen, schicken Jacke, wahrscheinlich mit einem dicken Grinsen auf ihrem perfekten Gesicht. Aber egal, denn sie hasste dieses Gefühl, als würde sie fallen - steil nach unten - wenn sie wieder einmal still und alleine daneben saß, während sich die anderen über die albernen Partys austauschten - alle in der gleichen, grauen Jacke. Sie wollte endlich auch bei einer Feier dabei sein. Also lieber schnell weiter, oder? Ihr Herz raste in ihrer Brust, als sie auf den langen Giebel vor ihr blickte. Sie balancierte auf dem Dachfirst. Jeder seiner Ziegel war gleich - gleich grau. Keiner tanzte aus der Reihe. Nächster Schritt. Bloß nicht abrutschen. Bloß nicht aus der Reihe tanzen. Die Ziegel links und rechts der schmalen Linie, auf der sie Schritt für Schritt ihrer Einladung näherkam, waren rot, orange und braun. Manche hatten grüne Moosflecken. Zusammen ergaben sie ein buntes Bild. Bunt wie ihre alte, kuschelige Jacke. Die passte ihr perfekt, aber Maries grinsende Blicke, als sie mit den anderen über ihre Jacke lästerte, gaben ihr wieder das Gefühl, als würde sie fallen - steil nach unten. Doch ihre alte Jacke war so kuschelig und eigentlich mochte sie doch gar keine Partys. Was wenn sie einfach umkehren würde? Zurück zum bunten? Die Rufen von Marie, riss sie aus ihren Gedanken. Die Zeit wurde knapp. Ihre Füße waren wie gefesselt. Die Ziegel leuchteten links und rechts vom grauen Giebel. Sie zog ihre leichengraue Jacke aus und schmiss sie mit Schwung weg. Die kalte Luft stach ihr in die Haut, doch sie fühlte sich leichter. Daraufhin geriet sie ins Schwanken und stürzte zur Seite. Doch anstatt zu fallen, landete sie auf den bunten Ziegeln. Schnell bekam sie wieder Halt. Sie atmete tief durch, war sicher. Es war doch gar nicht so steil.

Der wahre Wert (Noah Groben)

Er atmete tief ein, sein Blick fiel auf ein altes Paar weiße Sneaker, das weiß leuchtend auf dem bunten Flohmarktteppich lag. Die Schuhe waren gut erhalten, fast neu, doch nichts verriet ihren wahren Wert. Er musterte die ältere Dame vor sich, deren Gesicht freundlich, aber entschlossen wirkte. „Haben Sie Interesse?“ fragte er. „Fünfzig Euro, und ich bekomme das Deko-Set dazu“, antwortete sie mit einem leichten Lächeln. Der Händler runzelte die Stirn. Sie war älter, ihre Augen funkelten, aber er war nicht bereit, sich so leicht um den Finger wickeln zu lassen. „Siebzig Euro, und beides gehört Ihnen“, sagte er und sah ihr fest in die Augen. Die Frau zögerte, ihr Blick glitt über den Teppich und die anderen Auslagen. Sie schien ein weiteres Angebot überlegen zu wollen, als plötzlich ein jüngerer Mann, vielleicht Anfang dreißig, energisch an den Stand trat und direkt auf die Sneaker zeigte. „Sind die original?“, fragte er knapp. Der Händler nickte, ließ sich jedoch keine Nervosität anmerken. Natürlich wusste er, dass die Schuhe nicht echt waren. Er beobachtete gespannt die Reaktion des neuen Interessenten. Der junge Mann zog sein Portemonnaie hervor. Der Händler spürte, wie sich die Anspannung löste. Der Käufer zählte kurz nach und sagte: „150 Euro. Ein fairer Preis, oder?“ Ohne zu zögern, griff der Händler nach den Schuhen und drückte sie ihm in die Hand, während er die ältere Dame ignorierte. Die stand reglos da, während der junge Mann mit einem zufriedenen Lächeln das Geld zählte. Der Flohmarkt pulsierte weiter, doch für einen kurzen Moment schien die Welt um sie herum still zu stehen.

Handeln (Emil Schenkel)

Er saß dort auf seinem Stuhl. Seine Arme lagen vor ihm auf dem Tisch, die Handflächen zur Zimmerdecke. Er sah durch das offene Fenster. Es war bereits Nacht. Ihm wurde gesagt, er sei krank und dennoch zwang er sich durch die Nase zu atmen. Durch den Mund atmen ist ungesund und er wollte es sich nicht angewöhnen. Er sah auf seine weißen, von blauen Adern durchzogenen Unterarme. Er drehte seine Hände um, als er daran dachte, dass jemand auf seinem Schoß sitzen könnte. Er erinnerte sich, wie er gestern durch die Stadt gegangen war. Er hatte bei dieser Eiseskälte einen Mann ohne Schuhe, nur mit einem Bademantel bekleidet gesehen. Er kannte den Mann nicht. Der Mann war ungewaschen, er saß auf dem gefrorenen Boden und hatte wohl eine Fahne. Niemand hatte sich um ihn geschert. Niemand scherte sich um ihn.

Das Fenster stand noch immer offen und er fror. Wenn man durch die Stadt ging, sah man es beim Juwelier blitzen, teure Klamotten, schicke Schnitte, Espresso-Maschinen für Tausende Euro, dazwischen immer wieder Photographien von Menschen, die einander umarmten, küssten, liebten.

Er krallte sich in den Tisch. Seine Finger taten schon fast weh. Er spürte das Pochen, das Zeichen von Leben. Er zog seine Schuhe an, band sie aber nicht und setzte mit zwei Stufen pro Schritt die Treppen hinunter. Auf, immer weiter. Er fiel über seine offenen Schnürsenkel. Er berappelte sich schnell wieder, seine Handflächen schmerzten. Beim Rennen musste er durch den Mund atmen. Seine Gedanken jagten einander, schneller als er je rennen könnte. An einer Baustelle sammelte er ein Stück Armierungsstahl auf. Das eine Ende war scharfkantig. Seine linke Hand blutete. Er stürzte. Zwei Straßen weiter erkannte er sein Ziel. Er hatte es fest im Blick. Er schlug zu. Die Scheibe barst. Er nahm so viele Schmuckstücke wie er ergattern konnte. Dann hörte er den Alarm erst richtig. Er rannte los, wieder durch das Schaufenster, schnitt sich nicht, verlor aber sein behelfsmäßiges Brecheisen und ein paar Ringe. Als er nicht mehr konnte, hielt er.

Er musste handeln. Er fand den Mann auf einer Parkbank schlafend. Der Mann hatte blaue Füße und seine gelbe Haut schälte sich bereits ab. Ein vager Urin- und Schweißdunst waberte durch die Luft. Er packte ihn am Kragen, setzte ihn mit aller Kraft auf und schüttelte ihn wach. Der Mann hatte Angst, doch ehe er sich versah, waren die Brust- und Seitentaschen des Bademantels mit all den teuren Metallen und Steinen gefüllt. Der Mann wimmerte. Die Kälte, der Hunger, sie blieben.

Noch wurde er nicht verfolgt. Er musste weiter. Er rannte wieder. Als er die Treppen hochstürzte, fiel er fast wieder über seine offenen Schnürsenkel. Er setzte sich wieder an den Tisch auf seinen Stuhl. Er legte die Arme vor sich auf den Tisch, die Handflächen zur Zimmerdecke. Niemand legte die Hand in seine. Er betrachtete die Verletzung an seiner Linken. Schwer atmete er durch die Nase. Er drehte die Hände um und dachte daran, dass niemand seine weißen Unterarme berührte. Sein Blick war irre, er suchte, er fand nichts. Er musste handeln, und zwar jetzt.

Regentanz (Maite Espinoza Arroyo)

Ich hasse den Regen. Ich laufe in den Klassenraum mit ungekämmten, zerzausten Haaren, doch das ist mir egal. Ich werfe meine Tasche auf den Boden, lasse mich auf den Stuhl fallen und warte darauf, dass der Unterricht startet. Die Schulglocke läutet, ich verdrehe die Augen und der Lehrer beginnt. Ich lege meinen Kopf auf dem Tisch ab, meine Wimperntusche verschmiert, aber das ist mir egal. Ein großer Junge eilt in den Raum, die Blätter quillen aus seinem Rucksack. Ich hebe meinen Kopf. Er stoppt, und ein nervöses Lächeln breitet sich auf seinem sommersprossigen Gesicht aus. Ich starre zurück.

Die Pausenglocke weckt mich. Stühle quietschen, lautes Geplapper, ich seufze. Ich laufe aus dem Gebäude, alleine, wie immer, nichts Neues. Nach gerade mal zwei Minuten merke ich, wie sich der Himmel zusammenzieht. Na toll. Ich stopfe meine Haare so gut es geht in die Kapuze, gucke nach rechts und links, überquere die Straße und bleibe stehen. Es ist der große Junge. Er winkt. Ich gucke mich um, ja, er meint wohl mich. Der erste Regentropfen fällt mir auf den Kopf. Mist. Sein Lächeln wird breiter. Er starrt hoch in den Himmel, und ich tue es ihm nach. Er bietet an, mich nach Hause zu begleiten, wegen des Sturmes, sagt er. Ich will nicht alleine im Regen sein. Ich hasse Regen. Aber ich erinnere mich nicht, warum das so ist.

Wir reden und lachen den ganzen Weg nach Hause, und ein permanentes Lächeln formt sich nach und nach auf meinen Lippen. Er bringt mich bis nach Hause, die Treppen hoch. Danke, sage ich, während ich ihm zum Abschied winke.

Mehrere Wochen vergehen, und es gibt keinen Tag, an dem er mich nicht nach Hause bringt.

Gerade ziehe ich die Bettdecke bis unter meine Nase, als ich ein Klackern am Fenster höre. Erschrocken fahre ich hoch, schaue vorsichtig raus und sehe eine große Figur. Wer soll das sein, so spät?

Es ist der Junge. Eine Nachricht erscheint auf dem Display meines Handys: Komm raus, der Regen ist heute wunderschön. Ich renne die Treppe nach unten. Er wartet schon an der Tür und küsst mich. Der Regen durchnässt sofort meinen Schlafanzug und meine Haare, doch das ist mir egal. Wir küssen uns eine Weile, bis er schließlich meine Hände in seine nimmt und anfängt, sich zu einem imaginären Takt zu bewegen. Er hebt einen Arm und dreht mich, was mich zum Lachen bringt. Ich tanze nicht gerne, aber das ist mir jetzt egal. Mit ihm will ich für immer im Regen tanzen.

Plötzlich weicht er zurück und sagt mir, ich müsse jetzt nach Hause. Verwirrt schaue ich ihn an. Warum? Er antwortet nicht. Das hier ist nicht gut für dich. Deine Familie macht sich Sorgen, murmelt er. Sorgen? Meine Familie? Warum? frage ich, Tränen bilden sich in meinen Augen, und meine Verwirrung wird immer größer.

Ich schrecke hoch. Kalt und zitternd liege ich im Regen. Wo bin ich? Mein Körper fühlt sich schwer an, als ich den Kopf drehe, um den Grabstein vor mir zu betrachten. Darauf eingraviert ist der Name des großen Jungen. Meine Tränen vermischen sich mit den Regentropfen.

Ich hasse den Regen.

Schlussplädoyer (Jonathan Höfel)

Die führende Anwältin einer der besten Kanzleien – das war sie einmal gewesen. Jahrzehntlang hatte sie argumentiert, verhandelt, gewonnen. Es war ihr Leben gewesen. Jetzt, schon ewig in Rente, war von alledem nichts mehr übrig. Nur noch Erinnerungen, die langsam verblassten, wie alte Akten, die niemand mehr durchsah. Ein Klopfen riss sie aus ihren Gedanken. Wahrscheinlich der Junge von nebenan. Langsam stand sie auf. Jede Bewegung ein Kampf gegen die Schwere in ihren Gliedern. Sie brauchte einen Moment, um zur Tür zu gelang. Als sie sie öffnete, sah sie den Jungen mit der gewohnten Lieferung an Zigaretten dastehen. „Hallo“, murmelte sie. „Guten Tag. Wie geht es Ihnen?“ fragte er höflich. „Wie immer“, sagte sie und bemühte sich nicht mal mehr um ein Lächeln. Die Zigaretten wurden gegen einen Zehner getauscht und der Junge ging wieder.

Für einen Moment blieb sie an der Tür stehen, sah ihm hinterher. Früher hatten Menschen sie um Rat gebeten, ihre Meinung war Gold wert gewesen. Heute kam nur noch jemand vorbei, wenn er etwas brachte. Die Stimmen, die sie früher in der Kanzlei umgeben hatten, waren verschwunden. Seufzend schloss sie die Tür, schleppte sich zurück ins Haus und ließ sich in den alten Sessel sinken. Ihre Hände zitterten leicht, als sie eine Zigarette aus der Packung nahm. Es spielte keine Rolle mehr, ob sie eine, fünf oder zehn rauchte. Ein tiefer Zug und sie ließ sich zurück in ihren Sessel sinken. Sie hätte etwas essen sollen, aber der Gedanke daran erschöpfte sie nur noch. Der Appetit war ihr schon vor langer Zeit vergangen. Pizza? Kochen? Es war egal. Früher war Essen eine Nebensache gewesen, verschlungen zwischen Meetings und Telefonaten. Jetzt war es eine Entscheidung, die Kraft kostete.

Ein weiterer Zug.

Sie schloss die Augen.

Ein Gerichtssaal.

Dunkel.

Endlos.

Sie saß nicht auf der Seite der Verteidigung, nicht an ihrem gewohnten Platz. Sie saß auf der Anklagebank. Vor ihr Gesichter, die sie kannte – Kollegen, Mandanten, Gegner. Ihre Blicke ruhig aber unerbittlich.

Kein Getuschel. Keine Bewegungen. Nur Warten.

Sie öffnete den Mund, um zu sprechen, um sich zu verteidigen – doch kein Ton kam heraus.

Als sie die Augen aufschlug, war sie wieder in ihrem Sessel.

Die Zigarette war ausgebrannt. Einzig und allein ein dünner Streifen Asche war geblieben.

Morgen, dachte sie, morgen würde sie den Jungen fragen, wie es in der Schule lief.

Morgen würde sie eine Pizza bestellen.

Morgen würde sich noch einmal durch ihre alten Akten blättern.

Morgen...

Sie liebte das Meer (Emma Rähler)

Der Wind weht um seine Ohren. Meeresrauschen und Möwengeschrei.

Allein, was für ein schlimmes Wort. Er setzt einen Fuß vor den anderen, der feuchte Sand zwischen den Zehen. Sie liebte das Meer. Ich will das Alleinsein loswerden, will wieder unbeschwert lieben. Zu lieben und geliebt zu werden. Ein gemeinsames Leben, ein Leben zu zweit. Ein verlorenes Glück.

Ein Bellen reißt ihn aus seinen Gedanken. Ein kleiner, brauner Hund stürmt auf ihn zu, umrundet ihn, schnuppert an seinem Bein. Er weicht einen Schritt zurück. "Fritz! Komm her!", ruft eine Stimme hinter ihm. Der Hund schnappt nach dem Zipfel seines Mantels. Zögernd beugt er sich hinunter, streicht über das warme Fell. Der Hund wedelt freudig, bevor er sich abwendet und zurückläuft. Ein kurzes Lächeln huscht über sein Gesicht, verfliegt jedoch so schnell, wie es gekommen ist.

Da, auf einmal, sieht er, wie der Finger der Frau auf den Himmel zeigt. Sein Blick schweift hinauf, der Sonnenuntergang erstrahlt. Das Meer funkelt. Orange, pinke Farbenpracht leuchtet am Horizont. Eine Flut von Erinnerungen. Sie liebte den Sonnenuntergang, die Farben im Zusammentreffen mit dem Meer. „Ich liebe das Meer!“, ruft die Frau und der Hund bellt.

Vier Minuten zu spät (Leonore Haas)

16:27 Uhr, in vier Minuten würde sie kommen. Er konnte es gar nicht erwarten, Weihnachten mit ihr zu verbringen. Die Lautsprecheransage schallte über das Gleis, quietschend hielt der Zug an. Wo war sie? Er wühlte sich durch die Menschenmenge auf der Suche nach ihr. Als sich das Gleis fast komplett geleert hatte, lief er rastlos zwischen den Stützsäulen hin und her. Hatte er sie übersehen? Unmöglich. Mit seinen zwei Metern konnte er problemlos über alle hinwegsehen. Erneut las er ihre SMS, hatte er sich in der Zeit vertan? Nein, 16:31 Uhr Gleis drei, genau dort, wo er stand. Langsam aber sicher fraß sich die Kälte durch seinen Körper. Schließlich ging er in die Bahnhofshalle. Keinen seiner elf Anrufe hatte sie angenommen, doch er wollte die Hoffnung nicht aufgeben, dass sie einfach einen Zug später genommen hatte, bis er vom Hausmeister nach Hause geschickt wurde. Weinend kam er bei seinen Eltern an. Seine Mutter nahm ihn in den Arm und kochte ihm einen Tee, einen von dem, den er extra für sie gekauft hatte. Alles war vorbereitet gewesen. Alles hätte perfekt werden sollen. Nun lag er hier alleine und völlig aufgelöst. Nach einer halben Nacht ohne Schlaf suchte er sein Handy, nach seinem elften Anruf hatte es sich ausgeschaltet. Mit den ersten paar Prozent wurde der Bildschirm hell und eine Nachricht ploppte auf. Überrascht ließ er es fallen. "Hey, es tut mir total leid, dass ich mich erst jetzt melde..."

Was wirklich zählt (Helena Santella)

Ich sitze am Küchentisch, starre auf die Rechnungen, die sich wie Berge vor mir auftürmen. Die Zahlen verschwimmen vor meinen Augen. Es ist nicht das erste Mal, dass ich mich hier festgefahren fühle, aber heute scheint es schwerer. Das Haus ist still, zu still. Maria ist oben, und ich frage mich, wie lange ich diesen Anblick noch vor ihr verbergen kann. Mein Kopf pocht. Ich denke an die Zeit, als alles einfacher war. Als Maria noch klein war, als das Geld reichte und die Sorgen fern schienen. Jetzt aber fühlt sich jede Bewegung, jede Entscheidung an, als würde ich einen Stein bergauf rollen. „Papa?“ Ihre Stimme reißt mich aus meinen Gedanken. Maria steht in der Tür, ihr Blick neugierig. Papa sieht müde aus. Er lächelt nicht mehr so wie früher. Diese Falten auf seiner Stirn mag ich nicht, sie machen ihn traurig. Ich weiß nicht, was los ist, aber etwas stimmt nicht. Langsam schleiche in die Küche. Papa starrt auf ein Blatt Papier. „Papa?“ frage ich leise. Er schaut auf, seine Augen sehen müde aus, fast als hätte er schlecht geschlafen. „Was ist, Maria?“ fragt er. Sein Lächeln verrutscht irgendwie. „Geht es dir gut?“, frage ich und hoffe, dass er ja sagt. Ihre kleine Hand auf meinem Arm ist warm. Unschuldige Wärme, die ich so lange nicht gespürt habe. Wie soll ich ihr erklären, dass es mir nicht gut geht? Dass die Rechnungen sich stapeln und ich keine Lösung sehe? „Alles gut, Schatz“, sage ich und zwingen mich zu einem Lächeln. „Nur ein bisschen müde.“ Ich weiß, dass ich ihr nicht die Wahrheit sagen kann. Sie ist noch ein Kind. Sie soll nicht meine Sorgen tragen. Aber ihre Augen bleiben auf mir haften, und ich sehe, dass sie spürt, dass etwas nicht stimmt. Sie versteht mehr, als ich zugeben will. Papa lügt. Er sagt alles sei gut, aber das stimmt nicht. Das macht mich traurig. „Willst du mit mir spielen?“ frage ich. Früher hat er immer mit mir gespielt, wenn er traurig war. Dann hat er wieder gelacht. Ihr Angebot, trifft mich mitten ins Herz. Ich erinnere mich an die Zeiten, als wir stundenlang zusammengespielt haben, als es keine Probleme gab außer der Frage, welches Spiel wir als nächstes spielen sollten. „Vielleicht später, Maria.“ Die Worte kommen schwer über meine Lippen. Ich sehe ihre Enttäuschung, aber ich kann mich gerade nicht aufrufen. „Ich muss noch etwas erledigen.“ Sie nickt, aber ihre Augen werden traurig. Es tut mir weh das zu sehen. Doch wie erkläre ich einem Kind, dass die Welt nicht immer so einfach ist, wie sie es sich vorstellt? „Okay“, sage ich. Ich bin traurig. Papa will nicht mit mir spielen. Ich will ihm helfen, aber ich weiß nicht, wie. Warum ist Papa so anders? Früher hat er immer mit mir gespielt. Jetzt starrt er immer auf diese Zettel. Vielleicht weiß Bella Rat. Meine Puppe braucht ein neues Kleid. Ich mache ich ihm eine Zeichnung. Das hat ihn früher immer zum Lächeln gebracht. Als ich später in ihr Zimmer gehe, sitzt sie auf dem Bett und malt. Ihr Gesicht ist konzentriert, die Zunge leicht zwischen den Lippen. Für einen Moment vergesse ich meine Sorgen und sehe nur mein kleines Mädchen, das so voller Leben und Hoffnung ist. „Was malst du da?“ frage ich und setze mich neben sie. „Uns“, sagt sie und zeigt mir das Bild. Wir stehen Hand in Hand, beide lachend. Ich habe einen Kloß im Hals. „Es ist wunderschön“, flüstere ich und drücke sie sanft an mich. Vielleicht kann ich ihr nicht alle meine Sorgen erzählen. Aber in diesem Moment, mit ihrer kleinen Hand in meiner, fühle ich einen Funken Hoffnung. Vielleicht ist nicht alles verloren.

Papa lächelt. Ein richtiges Lächeln. Und das reicht.

Weichenstellung (Katharina Bieg)

Paul beobachtete die Vögel, die genau wie er das ruhige Herbstwetter genossen. Er nahm denselben Weg wie immer. Auf der einen Seite der Wald, auf der anderen Seite die Gleise. Alle paar Stunden fuhr hier noch ein Zug entlang.

Ein Summen elektrisierte die Luft. Wahrscheinlich würde gleich einer vorbeifahren. Seine Gedanken schweiften ab zu Jonas. Wie konnte eine so tiefe und langwierige Freundschaft, wie sie sie gehabt hatten, einfach in die Brüche gehen? Von dem einen auf den anderen Tag hatte sich einfach alles verändert. Aber die neue Schule war einfach nicht dasselbe ohne Jonas. Er hatte zwar neue Kontakte geknüpft, aber keiner fühlte sich wirklich echt an. Alles, was sie interessierte, waren die neuen Klamotten, die Frisuren, die im Trend waren, die ganze Jugendsprache ... das war er alles nicht. Er kam an der Weiche an, dort, wo man die Gleise überqueren konnte. Paul blieb stehen und hörte das immer lauter werdende Summen des Zuges.

Plötzlich entdeckte er einen umgestürzten Baum auf den Gleisen. Sein Blick schoss zurück zum Zug. Wie viele Menschen dort wohl drin saßen? Sie würden alle sterben, wenn es zu einem Aufprall käme.

Paul zögerte nicht lange, dann rannte er zu dem Weichenschalter und zog mit aller Kraft daran.

Knall.

Dunkelheit.

Schweißgebadet fuhr Paul hoch. Sein Atem ging schwer und sein Herz raste in seiner Brust.

Er schaute sich um.

Das waren nicht die Bahngleise.

Das war sein Zimmer. Und er war in seinem Bett.

Langsam beruhigte er sich und seine Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit.

Er dachte an den Traum. Er war so real gewesen.

Paul griff nach seinem Handy. Er konnte Jonas noch nicht aufgeben.

Wie früher (Lilly Kattler)

Jedes Jahr, jeden Monat, jede Woche, jeden Tag. Die gleiche langweilige Arbeit. Der gleiche hastige Weg. Die gleiche trübe Zeit. Immer das Gleiche. Nur heute nicht. Heute war es anders. Er hatte Zeit. Langsam schlenderte er über den Marktplatz, und alles kam ihm vertraut vor. All seine Kindheitserinnerungen mit ihr kamen wieder hoch. In dieser Übergangszeit zwischen Sommer und Herbst. Die Sonne schien mild, ihr Licht tanzte auf den Pflastersteinen – wie damals. Auf dem gleichen Marktplatz. Mit dem gleichen Wunsch: Dass alles wieder ist wie früher.

19 Jahre. Eine lange Zeit. Seitdem er das letzte Mal so richtig hier war. Nicht nur im Vorübergehen, wenn er über den Marktplatz rannte, um noch den Bus zu erwischen. Nein. Wirklich richtig hier war. Wie vor 19 Jahren, als er mit zehn Jahren fröhlich über den wohlbekanntem Marktplatz tollte, sein Steinchenspiel mit seiner damaligen besten Freundin spielte. Nein, nicht sein Steinchenspiel – ihres. Diese Zeit mit ihr, jedes Jahr, zur gleichen Zeit, am gleichen Ort. Das ganze Jahr hatte er sich nur auf diese Zeit gefreut. Jeden Tag der Gedanke an sie und an ihr tolles, freudiges Lachen, ihre blauen, strahlenden Augen, die Art, wie sie ihre Haare aus dem Gesicht strich. Was sie wohl heute machte? Wie es ihr in den Jahren erging? Ob sie vielleicht auch heute noch an ihn dachte? Er auf jeden Fall an sie. Jeder einzelne Moment mit ihr kam ihm vor wie gestern. Wie sehr er sich doch sehnte, sie noch einmal wiederzusehen. Wie sie früher gemeinsam ihr Steinchenspiel spielten, bei dem man die Zwischenräume der Steine nicht berühren durfte. Bei dem er sie „aus Versehen“ ein wenig anrampelte, damit sie ihr Gleichgewicht verlor und er gewinnen würde. Dieses Glücksgefühl im Bauch vermisste er schmerzlich.

Er ließ sich auf einer alten, verwitterten Bank am Rand des Platzes nieder. In der Jackentasche seiner alten Herbstjacke ertastete er etwas Rundes, Glattes. Er zog es heraus – ein kleiner, grauer Kieselstein. Vielleicht war es sogar einer von früher. Er warf ihn auf die Pflastersteine. Allein. Für einen Moment fühlte es sich an wie früher. Völlig in Gedanken vertieft, an seine schöne und freie Kindheit, merkte er nicht, wie sich jemand von hinten näherte. Er spürte, wie sich eine warme Hand sanft auf seine Schulter legte. Sein Herz schien zu stolpern und sein Atem stockte. Langsam drehte er sich um – und er sah sie. Das damals zehnjährige, etwas schüchterne Mädchen stand jetzt selbstbewusst vor ihm. Die gleichen zarten Gesichtszüge, die gleichen blonden, langen Haare und ihre gleiche Vertrautheit zu ihm. Die gleichen Augen, in denen er sich schon damals verloren hatte. Jeder Tag war wie die anderen Tage in den letzten 19 Jahren, nur dieser nicht. Dieser war wie früher.

Wiedersehen (Victor Mayer)

„Tock, Tock, Tock“. Der Klang seines Stocks hallte durch die leere Stadt. Die Geräusche um ihn herum schienen verschwunden, wie abgedämpft. Er lief schneller, den Schmerz in seinem Bein ignoriert. „Tock, Tock, Tock.“ Der Treffpunkt war nah. Er erinnerte sich an damals, als alles noch einfach war. Seine Frau, seine Tochter – zusammen im Park. Doch nach dem Tod seiner Frau hatte er sie verlassen. Die Leere war zu groß gewesen. Den Schmerz hatte er nicht ertragen können. Er hatte sich entfernt, sich selbst verloren.

Die Nachricht heute hatte ihn überrascht: „Treffen wir uns um 9 Uhr im Park?“ Er hatte gezögert, doch nun war er hier.

Er humpelte den Holzweg entlang, der Stock schlug auf das braune Holz. „Tock, Tock, Tock“.

Da stand sie, seine Tochter. Älter, fremd, aber trotzdem ... sie. Ein Moment der Stille.

„Du bist wirklich gekommen“, sagte sie vorsichtig.

Er nickte, unfähig, mehr zu sagen. Zu viel Zeit war vergangen und doch war da ein winziger Funke, der noch immer zwischen ihnen brannte.

„Wie hätte ich das verpassen können?“